

## **Herzlichen Glückwunsch dem Schwester-Institut!**

Als das „ältere“ Institut gratulieren wir Euch, liebe Straßburger Kolleginnen und Kollegen, aufs herzlichste zum 40jährigen Bestehen. Im Grunde sind wir ja fast gleich alt. Ein Jahr nachdem Hans Küng im Zuge seiner Bleibeverhandlungen einen zweiten Lehrstuhl für Dogmatik mitsamt einem Institut für Ökumenische Forschung für Tübingen herausgehandelt hatte, wurde Euer gleichnamiges Institut gegründet. Es war eine Achsenzeit der Ökumene: Das Zweite Vatikanische Konzil war in vollem Gange; auf Wunsch des Papstes und durch Vermittlung des Einheitssekretariats unter Kardinal Bea nahm eine wachsende Zahl von Beobachtern aus anderen Kirchen an den Sitzungen teil. Größere Bedeutung noch als dieser Präsenz kam den Kontakten während verschiedener Zusammenkünfte und Begegnungen zu. Mancher Konzilstext, nicht nur das Dekret über den Ökumenismus, sähe anders aus, hätte es diese Form der Ökumene des Lebens nicht gegeben. „Die Kirche erwacht in den Seelen“ lautete Romano Guardinis Version zur Charakterisierung des 20. Jahrhunderts als des Jahrhunderts der Ekklesiologie. Das war lange vor dem Vatikanum II, und die Kirche erwachte keineswegs nur in „katholischen Seelen“! Die Quellflüsse Faith and Order und Life and Work konnten, zunächst aufgehalten durch den Zweiten Weltkrieg, 1948 endlich zum Strom des Weltrats der Kirchen zusammenfließen. 1961 kam in Neu-Delhi der Internationale Missionsrat hinzu. Durch die trinitarische Erweiterung der Basisformel hatte der ÖRK an katholischem Profil (im ursprünglichen Sinn des Wortes) gewonnen. So war im gewissen Sinn die ökumenische Bewegung ohne römisch-katholische Beteiligung in Vorlage gegangen, als Papst Johannes XXIII. ein ökumenisches Konzil ankündigte und wegen des unklaren Bedeutungsgehalts von „ökumenisch“ zunächst utopische Hoffnungen weckte. Aber selbst wenn das Zweite Vatikanische Konzil kein Unionskonzil werden konnte, so war es doch ein kleines Stück weit eine ökumenische Synode. Genau diese ökumenische Perspektive bildete einen der leitenden Gesichtspunkte unserer Kommentierung 40 Jahre nach Konzilsende (vgl. P.Hünemann / B.J. Hilberath [Hg.], Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, 5 Bde., Freiburg 2004/5).

Die Rede von der „ökumenischen Achsenzeit“ betrifft also durchaus die gesamte Christenheit, die sich zugleich allmählich der neuen Herausforderung durch die politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und anderen Entwicklungen der Menschheit bewusst wurde. Hans Martin Barths jüngste Forderung nach „kommunikationsfördernden Strukturen“ (in: ThPQ 154 [2006] 7-13) spiegelt eine gewisse Not der aktuellen ökumenischen Situation. Vor 40 Jahren wurde die Gründung unserer Institute als not-wendig angesehen. Die Aufarbeitung der eigenen Tradition und die Profilierung der eigenen Position sind ja nur erste Schritte einer wahrhaft ökumenischen Theologie. Zur Wahrnehmung dieser Aufgaben brauchen Ökumene-Institute finanzielle und personelle Ressourcen. Es gilt, auf der einen Seite eine einschlägige Bibliothek aufzubauen und zu erhalten und auf der anderen Seite die notwendigen Studien durchzuführen. Darüber hinaus benötigen Ökumene-Institute, um im Jargon unserer Tage zu reden, ein Forschungsdesign, das heißt: Sie müssen das Erkenntnisinteresse formulieren, das ihrer wissenschaftlichen Arbeit zugrunde liegt. Und dieses Inter-esse muss über das konfessionsinterne Forschen hinausgehen. Ja, es erweist sich immer wieder als erhellend, als „aufklärend“, wenn bei dem Versuch, die eigene Überlieferung „besser“, d.h. differenzierter und selbstkritisch, zu verstehen, Kolleginnen und Kollegen aus anderen kirchlichen Traditionen „dazwischen sind“. Dies macht ökumenisch Sinn, wenn es auf Wechselseitigkeit beruht. Wenn Kollege Barth sich in dem erwähnten Artikel darüber mokiert, dass die römisch-katholische Kirche das VELKD-Papier zu „Ordination und Beauftragung“ kritisiert, obwohl sie doch die evangelischen Ämter überhaupt nicht anerkenne, dann stimme ich ihm zu, wenn der damit für differenzierende Gegenseitigkeit plädiert, - einen „Nichteinmischungspakt“ darf es allerdings ökumenisch nicht geben! Freilich stellt dies hohe Anforderungen an eine ökumenische Spiritualität,

insofern sich „correctio fraterna“, geschwisterliche kritische Begleitung, mit sensibler Selbstwahrnehmung verbinden muss.

Ich möchte das Bemühen um kommunikationsfördernde Strukturen nicht desavouieren, selbst wenn der Eindruck nicht täuscht, dass wir gerade in unseren Breiten für wahr nicht zu wenige Arbeits- und Dialoggruppen haben. Vielleicht ist es ja an der Zeit zu überprüfen, wie kommunikationsförderlich deren Strukturen in Wirklichkeit sind. Neben den zu einem bestimmten Fragenkomplex gebildeten Arbeitsgruppen werden sich die kontinuierlich bestehenden Dialoggruppen als notwendig erweisen, gerade um eine ökumenische Kommunikationskultur zu fördern. Und dies ist – neben der Einzelforschung und neben der gegebenenfalls aufgegebenen Zuarbeit für die jeweiligen Auftraggeber (darin besteht ein Unterschied zwischen unseren beiden Instituten) – eine wesentliche Aufgabe der Ökumene-Institute. In eurem Straßburger Institut ist schon durch die internationale Zusammensetzung eine gewisse ökumenische Katholizität vorgegeben. Darüber hinaus ist selbstverständlich der Austausch mit Gastdozentinnen und Gastdozenten ein wichtiges Instrument, ebenso die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern. Als wir vergangene Woche Papst Benedikt XVI. die fünf Bände unseres Kommentars überreichen konnten, hob er u.a. hervor, wie wichtig die Weitergabe des Konzils – als Erbe und Auftrag – an die junge Generation sei. Dem haben wir schon durch unseren Studientag im Rahmen des Symposions zum Abschluss des Projekts, an dem ja auch einige von Euch teilnahmen, einen ersten Anstoß gegeben. Ökumenische Institute brauchen also nicht nur finanzielle Mittel, um Bücher zu kaufen und Forscherstellen zu unterhalten; sie brauchen auch Ressourcen, um Möglichkeiten des Austauschs und der Nachwuchsförderung zu realisieren.

An dieser Stelle möchte ich dankbar hervorheben, dass praktisch gleichzeitig bei Euch, in Bensheim und bei uns der Wunsch nach einer Zusammenarbeit im „Südwestverbund“ artikuliert wurde. Es trifft zu, was Hans-Martin Barth schreibt: Da, wo sich freundschaftliche Beziehungen bilden, gedeiht auch die „Theologen-Ökumene“. Nun sind einzelne von uns durchaus auch miteinander befreundet, und ich persönlich schätze das sehr. Für meinen Teil kann ich aber auch sagen, dass dieser menschlichen Zuneigung auch die erfahrene Überzeugung zugrunde liegt, dass wir gemeinsam in unseren Kirchen und im ökumenischen Miteinander dafür arbeiten, dass die uns geschenkte Einheit des Volkes Gottes, des Leibes Christi und der Gemeinschaft des Heiligen Geistes sichtbaren Ausdruck findet. Glaubensüberzeugung und menschliche Verbundenheit, Freunde Gottes und von Menschen sein zu dürfen, gehören untrennbar zusammen. Gerade die Arbeit an unserem ersten gemeinsamen Projekt, den Thesen zur Eucharistischen Gastfreundschaft, hat gezeigt, dass es keineswegs darum geht, bestehende sachliche Differenzen durch freundschaftliche Beteuerungen zu überspielen. Im Gegenteil: das harte Arbeiten an der „Sache“ hat uns geholfen, uns selbst besser zu verstehen (es gab ja auch Diskussionen innerhalb der eigenen Konfessionsgruppe), realistische Bestandsaufnahmen vorzulegen und theologisch begründete Optionen zu treffen. So sind wir gerade im Zusammenhang der 7. These und speziell der Amtsfrage zu gemeinsamen Formulierungen gekommen, die Differenzen nicht einziehen und zugleich eine tragfähige Basis anbieten. Auf diesem Niveau bewegten wir uns nicht von Anfang an, jedenfalls waren wir nicht am Anfang im Stande, das gemeinsam zu formulieren. Möglich wurde es uns nach intensiver (Zusammen-)Arbeit. Für mich war dies auch eine Erfahrung dessen, was wir in der Kommunikativen Theologie „das geschenkte Wir“ nennen (vgl. M. Scharer / B.J. Hilberath, Kommunikative Theologie. Eine Grundlegung, Mainz 2003). Deshalb verstehen diejenigen uns falsch, die darauf verweisen, dass von uns Behauptete entspräche ja gar nicht den offiziellen oder anderen theologischen Positionen. Wir behaupten ja nicht: So ist es. Wir formulieren vielmehr: Wenn die Kirchen sich auf diese Basis stellen können, dann ist zu fragen, ob nicht...

Dass wir so formulieren konnten, verdanken wir vielleicht auch der Tatsache, dass wir aus eigenem Antrieb, ohne offiziellen Auftrag arbeiteten. Das könnte aber auch die

zurückhaltende Reaktion und Rezeption erklären. Kommunikationsfördernde Strukturen fördern also nicht automatisch auch die Rezeption. Die Bedingungen dafür aufzuklären bzw. bei ihrer Ausbildung mitzuwirken, stellt eine aktuelle Aufgabe der Institute für Ökumenische Forschung dar. Es gilt, im Sinne einer *Communio-Ekklesiologie*, die in der Perspektive der Kommunikativen Theologie entwickelt wird, drei Kommunikationsinstanzen bzw. –ebenen zu unterscheiden und aufeinander zu beziehen. Das Plädoyer für selbständige Institute zielt auf eine relative Autonomie, d.h. eine Autonomie, die sich durch Beziehungen ermöglicht und auf Beziehungen hin verpflichtet weiß. Das Zusammenspiel der drei Instanzen Gottesvolk, wissenschaftlich arbeitende Theologie und repräsentatives (synodales, episkopales) Lehramt funktioniert in unseren Kirchen auf unterschiedliche Weise. Im Blick auf die Rezeption unserer Arbeitsergebnisse ist die Förderung beider Relationen entscheidend: die zur Kirchenleitung wie die zur so genannten Basis. Mit unseren Thesen zur Eucharistischen Gastfreundschaft haben wir einen solchen Versuch unternommen, indem wir kirchenoffizielle Verlautbarungen und Festlegungen mit den Erfahrungen von ökumenisch engagierten Christenmenschen im Licht theologischer Reflexion in Verbindung brachten. Wir haben uns darauf verständigt, dass wir in diesem Stil weiter miteinander arbeiten wollen. Ist es eine verrückte Idee sich zu überlegen, wie wir Basis und Kirchenleitung im Rahmen „kommunikationsfördernder Strukturen“ zusammenbringen könnten? Das würde bedeuten, dass wir nicht nur Labors ökumenischer Forschung bleiben und die Anwendung von Forschungsergebnissen anderen überlassen. Das ist ohnehin in meinen Augen eine Konstellation, die theologischer Arbeit nicht gerecht wird. Mitchristen an der Basis wie in kirchenleitenden Positionen sind nicht bloße Anwender, sondern aktive Subjekte. Eine fruchtbare Kooperation setzt allerdings auch voraus, dass sich die beiden anderen Kommunikationsinstanzen nicht selbst genug sind (etwa nach dem Motto „die Basis ist schon viel weiter“, was Ihr in Straßburg ja auf Grund von Erhebungen als generelle Behauptung widerlegen musset). Alles das gibt es schon, auf nationaler und internationaler Ebene. Allerdings kommt nach meinem Dafürhalten das Volk Gottes als Kommunikationspartner zu kurz. Wie auch immer: Genau hier verspürten wir in Bensheim, Straßburg und Tübingen ja eine Herausforderung. Den Menschen, die sich im Raum des Südwestverbundes um eine gelebte Ökumene bemühen, wollten und wollen wir unter Berücksichtigung (lehr)amtlicher Vorgaben theologische Perspektiven eröffnen. Dies geschieht nicht so, dass wir quasi vorschreiben, was zu glauben und wie zu handeln sei, sondern so, dass wir Kriterien zur eigenen Urteilsbildung erarbeiten. Dass Ihr in Straßburg und wir gemeinsam in unserem Verbund weiterhin diesen Dienst an der Ökumene leisten dürfen und können, das wünschen wir Euch und uns anlässlich Eures 40jährigen Bestehens.

Für das Tübinger Institut für Ökumenische Forschung  
Bernd Jochen Hilberath